

Quo ludis homo ludens?

Visionen und Perspektiven für die zukünftige Spielraumentwicklung – wohin soll die Entwicklung gehen, wohin wünschen wir sie uns? Darüber diskutierten anlässlich des internationalen Fachkongresses zum Thema «Spielplatz–Spielraum–Lebensraum» sieben Fachleute der Stadtplanung, der Lebens- und Spielraumgestaltung aus drei Ländern an einer Podiumsdiskussion in Zürich.



Spielorte in der Stadt: Basel 1961. Aus dem Buch «Gärten, Menschen, Spiele. Festschrift zum 100-jährigen Bestehen der Stadtgärtnerei Basel» von Adolf Portmann und Richard Arioli (Texte) und Paul und Esther Merkle (Bilder).

Christian Urech

Wo spielst du, spielender Mensch? Diese Frage eröffnete die Podiumsdiskussion, die von Peter Hohenauer und Daniel Meier geleitet wurde. Die Fachleute sollten ihre persönlich gehaltenen Visionen nicht völlig losgelöst vom Konkreten und Machbaren entwickeln, forderte Moderator Peter Hohenauer die Teilnehmenden auf.

Den Anfang machte Dr. Brigitte Jedelsky, Vertreterin des Planungsamtes Bau der Stadt Wien. Die Landschaftsplanerin befasste sich vor allem mit den sozialen Aspekten der Nutzung von Gärten, Freiflächen von Krankenhäusern und Schulen und des öffentlichen Raumes insgesamt.

Jedelskys Vision ist die der beispielbaren Stadt. Die Stadt Wien hat einen ausgedehnten Grüngürtel, den man aus Wiener Liedern kennt – den Wiener Wald, den Leinzer

Tiergarten, den Prater –, ist aber im Stadtzentrum sehr intensiv bebaut. Bei einer Grösse von 1,6 Mio EinwohnerInnen und 41'500 Hektaren ist Wien ca. viermal so gross wie Zürich, und daher sind die Grüngürtel nicht immer leicht erreichbar für die Menschen im Zentrum.

Schon 1990 wurde das Projekt der beispielbaren Stadt mit einer Untersuchung der Orte des Spiels initiiert. Wo spielen heute Kinder und Jugendliche in der Stadt, fragten sich die am Projekt Beteiligten. Die Resultate der Arbeit waren eindeutig: die in den Köpfen vieler Erwachsener für das Spiel vorgesehenen Parks bieten natürlich Spielmöglichkeiten, aber nur für eine ganz bestimmte Altersgruppe und für ganz bestimmte Spiele. Viele andere Spiele spielen sich nach wie vor in der Gesamtstadt ab, trotz

allem Verkehr und der oft ablehnenden Haltung der Erwachsenenwelt.

Als Lösungsansätze für eine beispielbare(re) Stadt sieht Brigitte Jedelsky zwei Hauptmöglichkeiten: Die eine betrifft die Frage, wo in dieser dichten Stadt noch Potenziale für Mehrfachnutzungen vorhanden sind, der andere hat mit Spielumfeldanalyse und Spielumfeldprogramm zu tun, zum Beispiel wenn ein Industrieareal im Rahmen eines Wohnprojekts umgenutzt wird.

Das Anliegen von Brigitte Jedelsky und ihren Leuten ist es, den PolitikerInnen, aber auch den BewohnerInnen klar zu machen: Kinder und Jugendliche brauchen Platz. Es gibt in diesem Projekt zwei grundlegende Arbeitsbereiche: interdisziplinäre Forschung und Öffentlichkeitsarbeit. Einerseits



Am Podium vom 29.10.1999: Brigitte Jedelsky, Wien, Emanuel Trueb, Basel (Bild links), Hansruedi Oetiker, Alex Oberholzer, Zürich (Bild rechts).



wird mit traditionellen Methoden der PR wie Pressekonferenz, Beiträgen in Tageszeitungen und Wochenzeitschriften und im Rundfunk gearbeitet. Andererseits wählte die Projektgruppe auch ungewöhnlichere Wege an die Öffentlichkeit. Mit der Performance «Irritation im Freiraum» trat eine Theatergruppe, verkleidet als Beamte und BeamtInnen, in stark belebten Geschäftsstrassen vors Publikum. Über das Mikrophon wurde den erstaunten FussgängerInnen mitgeteilt, dass diese Strasse gemäss Gemeinderatsbeschluss demnächst jeden zweiten Dienstag im Monat gesperrt und bespielt werde. Und im Winter werde der Schnee nicht mehr aus der Stadt heraus, sondern in die Stadt hineingeführt, um eine durchgehende Schneelage zu schaffen. Da Wien an letzter Stelle der Baumhausstatistik stehe, gelte es, diese Situation zu verbessern; es sei geplant, grosse Bäume zu pflanzen und Material zum Bauen zur Verfügung zu stellen.

Überdies konnten fünfzehn prominente Wiener wie der Burgschauspieler Karl Heinz Hackl dafür gewonnen werden, für sogenannte «Denkmale im Freiraum» gewissermassen Modell zu stehen. Sie erzählten den Leuten um Jedelsky, wo sie als Kinder gespielt hatten. An diese Orte wurden Litfasssäulen mit der entsprechenden Aussage gestellt («Hier spielte einmal der Burgschauspieler Karl Heinz Hackl»). Die FussgängerInnen sollten darauf aufmerksam gemacht werden, dass an dieser Stelle heute keine Kinder mehr spielen könnten.

Als zweiter präsentierte Emanuel Trueb, Leiter des Amtes für Stadtgärtnerei und Friedhöfe in Basel, dem Publikum seine Vision. Trueb war bei den Vorbereitungen für das Podium auf ein Buch seines Vorgängers Richard Arioli gestossen, der sich schon damals mit Fragen der Lebensraumgestaltung auseinandergesetzt hatte. Zusammen mit einem Fotografen hatte er die Stadt durchforscht und 1961 spielende Menschen dokumentiert. Ein Bild zeigt zum Beispiel zwei Kinder, die auf einem Dolendeckel Marmor spielen. Richard Arioli schreibt in seinem Buch sinngemäss: *«Bevor ihr Kinderspielplätze baut, bevor ihr irgendetwas unternimmt, schaut doch bitte einmal den Menschen zu. Schaut, was sie tun. Mit ganz einfachen Dingen, zum Beispiel mit einem kleinen Stein am Boden. Was tun die Kinder, was tun die erwachsenen Menschen mitten in der Stadt?»* Und er stellte schon damals die Frage: wie sehr brauchen wir Spielplätze, eingerichtete Plätze, wenn wir keine Hamsterkäfige mit Laufrad wollen? Die Stadt als urbane Struktur, findet Trueb, biete an sich schon sehr viele Spielmöglichkeiten – wenn das Spielen zugelassen werde. *«Ein schönes Beispiel dafür findet sich immer dann, wenn es frisch geschneit hat in der Stadt. Die Menschen beginnen sich anders zu verhalten – heute noch genauso wie vor 40 Jahren. Sie tun plötzlich Dinge, die sie gewöhnlich nicht tun können oder nicht tun würden.»*

Das Beispiel zeigt, dass die Gestaltung des Spiel- und Lebensraums nicht nur die

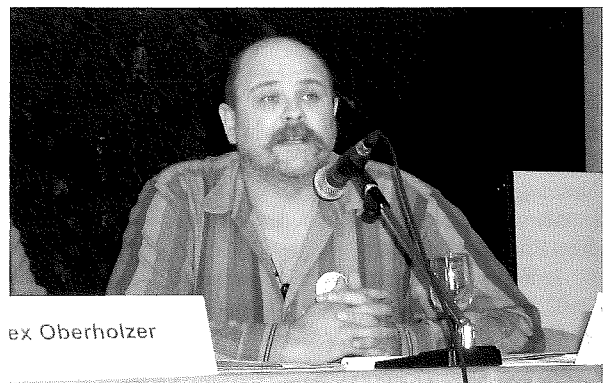
Gruppe der Kinder betrifft. Wir alle sind spielende Menschen. Truebs Vision richtet sich deshalb nicht allein an diese oder jene Bevölkerungsgruppe, sondern an das ganze Netz der Bevölkerung. Es spiele eine Rolle, dass das Kind von seiner Mutter oder einem Geschwister auf den Spielplatz begleitet werde. Es spiele eine Rolle, dass ein Grossvater oder eine Grossmutter mit anderen Bedürfnissen da sei. Das Ziel der Freiraumgestaltung müsste laut Trueb deshalb darin bestehen, dass man in erster Linie nicht Einrichtungen schafft, sondern Möglichkeiten, Freiräume im wahrsten Sinne des Wortes. *«Natürlich sind viele potenzielle Freiräume vom Strassenverkehr besetzt. Aber neben diesen gibt es unzählige bestehende Freiräume, die ungenügend oder nicht besonders sinnvoll ausgenützt werden.»* In Basel werde, so Trueb, dieser Ansatz ganz konkret weiterverfolgt. Den öffentlichen Freiraum definiere er so, dass eine Vielzahl von Tätigkeiten und Möglichkeiten bestehe, und dass das Spiel als Ausdruck der Lebensfreude und -bejahung und auch des Zusammenlebens in der Stadt wieder manifest werde. Dazu brauche es neben den Möglichkeiten aber eine gewisse Offenheit und Toleranz der ganzen Bevölkerung.

Qualität braucht Quantität

Peter Stünzi, Leiter des Gartenbau- und Landwirtschaftsamtes der Stadt Zürich, geht von einer absehbaren Entwicklung aus, um seine Vision zu entwickeln. Die Raumplana-



Peter Stünzi, Zürich (links), und «Spielträumer» Toni Anderfuhren (rechts).





Am Podium vom 29.10.1999: Katrin Pfäffli (links), Plenum (rechts).



nung Schweiz postuliere die Verdichtung nach innen. Das kantonale Bau- und Planungsgesetz ermögliche seit einigen Jahren die Ausnutzung der Dach- und Kellergeschosse als Basements. Die Bau- und Zonenordnung, die jetzt in Diskussion sei, werde in Zukunft eine höhere Ausnutzung ermöglichen: *«Hohe Dichten werden noch höher, und gut mit Freiraum versorgte Quartiere geraten unter Druck.»*

Stünzi leitet aus diesen Facts zwei Visionen ab, persönliche Visionen und nicht Amtsvisionen, denn *«wenn wir ein Konzept oder eine Vision entwickeln, dann ist es ein Jahre dauernder Prozess, bis das im Amt so gekaut ist, dass die Mehrheit dahinter steht»*. Stünzis erste Vision heisst *«Hors-Sol-Kinder»*, bodenunabhängig aufgewachsene Kinder. *«Wir müssen doch ehrlich zugeben, dass einige Stadtteile in Zürich kinderuntauglich sind. Gewisse Quartiere werden zugesperrt oder flächendeckend mit bis zu siebengeschossigen Gebäuden aufgefüllt. Und dann wird so getan, als ob da Kinder noch Platz hätten. Kinderwohnen im sechsten, siebten Geschoss – das nenne ich bodenunabhängig. Für mich geht damit einher, dass wir Kinder als Störfaktoren empfinden, als kostenverursachende Faktoren auch. Als man in Zürich Leutschenbach eine Umnutzung von einem Industriegebiet in ein Wohn- und Dienstleistungsgebiet vornahm, war man bass erstaunt über die Kosten in Bezug auf Schulhausbauten und Kindergärten, die damit auf die Stadt zukommen.»* Stünzis zweite Vision hat damit zu tun, dass es Quantität braucht, damit Qualität entstehen kann. Stünzi erinnert sich, als Kind in Kellern und Estrichen, auf der Strasse oder auf schlecht genutzten, verwahrlosten Grundstücken gespielt zu haben. Wenn also Keller und Estriche zu Wohnungen umgebaut werden und verwahrloste Grundstücke verschwinden, dann verschwinden auch Spielmöglichkeiten. *«Ich möchte klar den Qualitätsoptimierern unter den Stadtplanern und Architekten entgegenreten, die sagen: Wir bauen auf der halben Freifläche eine doppelt so gute Qualität. Ich entgegne*

dann: und auf der Viertelfläche eine viermal so gute Qualität. Das geht nicht auf. Man kann, auch mit vereinten Kräften, Quantitätsverlust nicht kompensieren durch eine ad absurdum geführte Qualitätssteigerung. Es braucht Quantität, damit Qualität entstehen kann.» Was heisst das? Strassen seien häufig leider der einzige Freiraum, über den wir in den Städten überhaupt noch verfügen würden. Deshalb müsse ein Auto *«sich auf einem Spielplatz deplatziert fühlen»*. Neuer Freiraum entsteht beim Abbruch von Häusern, es können aber auch Freiräume genutzt werden, die auf Zeit entstehen – zum Beispiel Baulücken. *«Da bin ich gerne bereit, als Amtsleiter dahinter zu stehen und zu sagen: Ich garantiere dem Grundeigentümer, dass das Grundstück nach drei Jahren wieder frei wird, wenn er es mir für drei Jahre zur Verfügung stellt.»*

Die Vision des Spielträumers

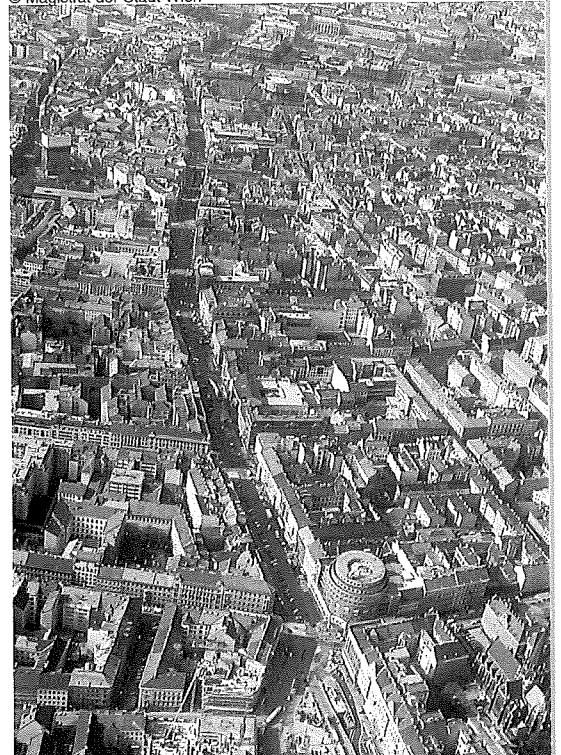
Toni Anderfuhren, Leiter eines Abenteuer-spielplatzes in Uster, bezeichnet sich als Spielträumer. Manchmal habe er den Verdacht, dass die Politiker *«seinen»* Platz als Alibi brauchen würden, damit sie sich um die anderen Quartiere der Stadt nicht mehr kümmern müssten. Anderfuhrens Vision gegen diesen Zustand der Verinselung von Spielraum: er fordert eine Spielachse quer durch die Stadt. Eine Etappe dieser Spielachse könne zum Beispiel ein wiederbelebter Flussarm sein, der nicht mehr kanalisiert ist. *«Einen 300 oder 500 m langen Kanalisationsspielplatz kann ich mir ebenfalls vorstellen. Vor allem aber würde ich mir wünschen, dass die Kinder in der Stadt gleichberechtigt mit den Erwachsenen begrüsst werden. Vielleicht braucht es einige beispielbare Kanten und einige künstlerisch gestaltete Objekte, mit denen man herumschmusen kann. Eine schwarze Steinfläche, die sich aufheizt, und eine helle Steinfläche, die sich weniger aufheizt. Solche Möglichkeiten, Sinnerfahrungen zu machen, könnte man überall in der Stadt installieren.»*

Naturgerecht ist auch kindergerecht

Alex Oberholzer ist Biologe und Gartengestalter und einer der grossen Mitinitiatoren der Bewegung der naturnahen Gestaltung von Gärten und Spielräumen. Wenn er eine Schulanlage, eine Kindergartenanlage, einen Spielplatz mit LehrerInnen, KindergärtnerInnen, Eltern, Hausmeister etc. plane, dann gehe er von den Bedürfnissen der Kinder aus, sagt Oberholzer, und zwar im Sinne von Dorothee Frutiger, wie sie es in ihrem Buch *«Achtung Kinder»* formuliert hat: *«Ein Kind ist Bewegung. Es braucht Bewegung, horizontal und vertikal, immer dann, wenn es sie nötig hat, und ohne dass es dabei bedroht wird. Ein Kind braucht Sicht- und Lichtschutz, um sich der Kontrolle, der ständigen Förderung und Erziehung, dem Kommentar*

Mariahilferstrasse, Wien, 6./7. Bezirk (Blickrichtung stadteinwärts).

© Magistrat der Stadt Wien



und dem Beobachtetwerden von Erwachsenen entziehen zu können, um zu verdauen, zu träumen, andere Kinder zu treffen, Abenteuerliches auszudenken, zum Traurigsein, zum Alleinsein, um bei sich selber zu sein. Kinder müssen zu Laut, zu Stimme, zu Wort kommen. Sie müssen sich selbst und den Lärm, d.h. alle Töne, die sie fähig sind zu erzeugen, hören können. Sie haben Anspruch auf ihre akustischen Spuren, drinnen und draussen. Kinder sind handelnde Menschen, sie haben ein Recht darauf, dort, wo sie leben, aktiv tätig zu sein, d.h. zu verändern, zu gestalten, sich selber einzurichten, um sich neu auszurichten. Nur so können sie sich üben in einer schöpferischen Auseinandersetzung mit den Menschen, Tieren, Pflanzen und Dingen, die sie umgeben. Kinder haben das Recht, sichtbare Spuren zu hinterlassen. Es steht ihnen zu, ihr Dasein und ihr Sosein in Aussenräumen zu dokumentieren, in dem wahrnehmbar und unübersehbar wird, dass Kinder am Werk sind. Sie brauchen Zeit und Raum, um auf dem Weg zum Erwachsenwerden persönliche Zeichen zu setzen.»

Was heisst das für die Praxis? Zwei Seminaristinnen untersuchten im Rahmen einer Wahlpflichtfachaarbeit in einer Schulanlage, wie zehn- bis elfjährige Kinder, Mädchen und Knaben, ihre Schulanlage benützen. Sie liessen sich von zwei bis drei Kindern in der Schulanlage herumführen, und die Kinder erzählten jeweils, wo sie was spielten. Die Anlage enthielt konventionelle Teile, Spielgeräte, eine Hartfläche, einen Kunststoffplatz und daneben auch naturnahe Teile wie Hecken. Nur gerade zwei Elemente wurden von allen 19 Kindern genannt: ein bekletterbarer Brunnen beim Eingang des

Schulhauses, wo die Kinder «Hochfangis» spielen, und die Hecke aus einheimischen Sträuchern. Dort spielen sie Verstecken, klettern, sie spielen mit Naturmaterial, es finden geheime Besprechungen statt. Die Hecke ist aber nicht nur ein gutes Spielgerät, sondern auch ein wertvolles Biotop. Oberholzer ist deshalb überzeugt: Kinderschutz ist gleichzeitig Naturschutz. Eine Anlage mit Hecken, mit Modellierung, mit beweglichem Material wie Ästen, Steinen, Kies, Sand, mit Wasser deckt die Bedürfnisse der Kinder weitgehend ab. Spielgeräte setzt Alex Oberholzer nur dort ein, wo er mit Elementen der Naturgartengestaltung eine bestimmte Tätigkeit, die für die Kinder wichtig ist, nicht erfüllen kann – zum Beispiel das Schaukeln. Leider tolerieren viele Erwachsene das Spiel der Kinder in und mit der Natur nicht, und es fehlen auch Fachleute, die mit der naturnahen Gartengestaltung vertraut sind. In vielen sogenannten naturnahen Anlagen spielt deshalb die Natur am Rande als Kulisse eine Rolle. Da es an wissenschaftlichen Studien zu diesem Thema weitgehend fehlt, plädiert Oberholzer dafür, genau zu untersuchen, wie die Spielräume von Kindern benützt werden.

Die Strasse als Abenteuerspielplatz

Hansruedi Oetiker ist Dienstchef-Stellvertreter des Amtes für Soziokultur der Stadt Zürich und dort u.a. zuständig für die städtische Gemeinwesenarbeit inklusive Spielanimation. Auch er spricht nicht als Vertreter seines Amtes, sondern als Vater. «Meine Vision: die Eltern werden aktiv. Oder: die

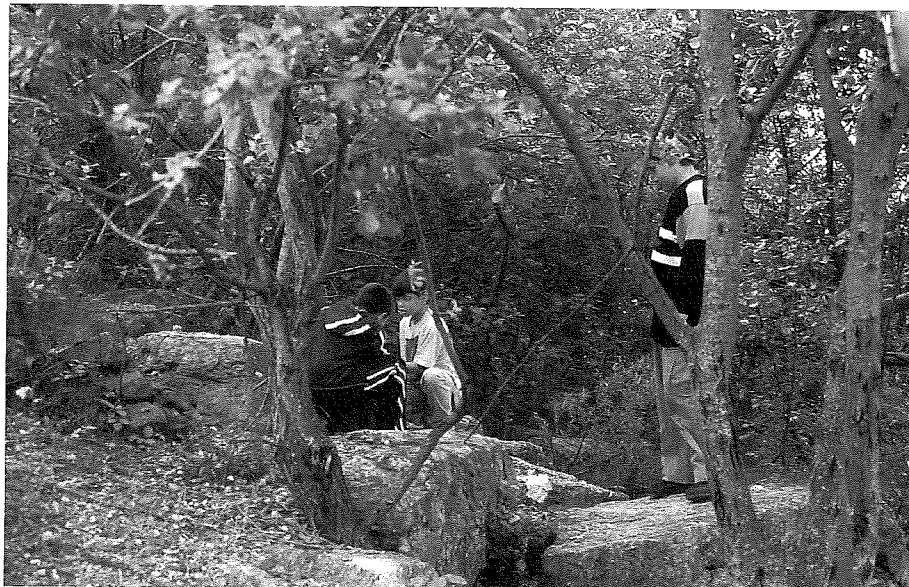
Strasse als Abenteuerspielplatz. Oder: den Kindern den Raum lassen, den sie sich nehmen. Ich bin ein Stadtmensch. Ich habe Beton, Teer und Asphalt gern», sagt Oetiker. Er lebt an einer Quartier- und Wohnstrasse im Kreis 7. Dort gibt es Spielraum für die Kinder, aber auch Asphalt und Autos, die allerdings nicht schneller als 20 km/h fahren dürfen oder sollten. Oetiker fragt sich, ob Autos, Teer und Kinder zusammenpassen, und er gibt die Antwort gleich selbst: «Natürlich passt das zusammen. Das ist nämlich Stadtleben; ich will die Autos nicht von den Kindern trennen. Es gibt für mich kein Anstelle des Stadtlebens, sondern ein Miteinander. Nur: die Kinder müssen auf der Quartierstrasse Vorrang haben. Was machen die Kinder? Sie besetzen die Strasse als ihren Abenteuerspielplatz! Sie besetzen sie mit Spielsachen. Mit Velos, mit Trottnets, mit Bällen, mit elektrischen Autos, mit Töffs, sie bauen Zollbarrieren auf und halten die Autos auf und verlangen Durchgangszoll. Sie spielen mit Wasserballons, mit Wasserschläuchen, sie zeichnen mitten auf der Strasse Himmel und Hölle und spielen darauf. Sie benützen den Platz als Fussball-, Unihockey-, Tischtennis-, Tennis-, Rollschuhfeld, sie spielen alles. Sie bauen Hütten mit Bänken und Stühlen, aus den Hinterhöfen mit den Abfällen aus der Hausrenovation.» Und was können nach Oetikers Meinung die Eltern tun? «Werfen Sie nichts weg. Umbauabfälle werden durch die Kinder wiederverwertet. Alles stehen lassen, die Autos hupen schon. Keine Spielgeräte auf die Strasse stellen, ausser vielleicht einen Tischtennistisch, denn ich spiele gern Tischtennis. Gartentore aushängen und wegräumen. Zäune abbrechen. Bäume, Sträucher stehenlassen; keine Äste absägen. Auf der Strasse anwesend sein. Autofahrern, die zu schnell fahren, nachrennen und ihnen ins Gewissen reden. Mitten auf der Strasse diskutieren. Nerven behalten.»

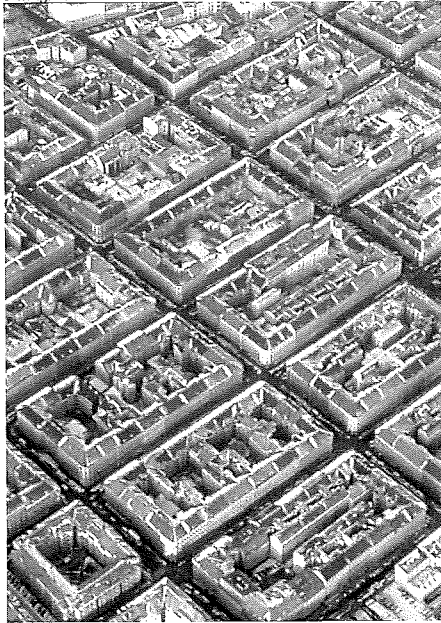
Und was rät Oetiker den Fachleuten? «Verlassen Sie die Spielplätze, gehen Sie in die Strassen, motivieren Sie die Eltern, dass sie auf die Strasse gehen und mit den Kindern zusammen diesen Abenteuerspielplatz gestalten.»

Katrin Pfäfflis Vision vom ETH Wohnforum geht in eine ähnliche Richtung. Der öffentliche Raum gehöre allen, sei aber ein knappes Gut, das vor allem in der Stadt immer knapper werde. Der (kleine) Teil des öffentlichen Raums, der heute schon der Natur, den Kindern und FussgängerInnen zugestanden werde, müsse mehrfach genutzt werden, und zwar nicht in dem Sinn, dass jeder noch weniger habe oder dass mehrere sich auf ein kleines Stück beschränken müssten, sondern es würde zum Beispiel bedeuten, dass ein Kinderspielplatz nicht nur ein Platz ist, wo Kinder spielen können, sondern wo es auch Platz für die Natur gibt und wo andere Menschen ihre Bedürfnisse abdecken können. Dazu kom-

Im Schutz der 17 Jahre alten Hecke zerschlagen diese Knaben Steine während der grossen Pause (Primarschule Günsberg).

Bild: Alex Oberholzer





Gründerzeitliche Bebauungsstruktur, Wien, 16. Bezirk.

me, dass der Autoverkehr einen zu grossen Teil des öffentlichen Raums besetzt halte: *«Meine Vision und meine Hoffnung ist es, dass die Autofahrer in die Schranken gewiesen werden können. Ich glaube, das ist nur über politische Prozesse, über politisches Engagement und über Bewusstseinsbildung zu erreichen.»*

Quartiere für Kinder?

Nachdem die ReferentInnen ihre persönlichen Visionen vorgestellt hatten, entstand zwischen ihnen und dem Publikum eine angeregte Diskussion, von der wir hier nur einige der wichtigsten Aussagen abdrucken können. Marco Hüttenmoser vom Marie Meierhofer-Institut für das Kind knüpfte an die Aussage von Peter Stünzi an, dass ganze Stadtquartiere für Kinder nicht mehr geeignet seien. *«Wie wir wissen, gibt es je länger je weniger Kinder. Wir müssen uns deshalb überlegen, ob wir nicht vom alten Konzept der optimalen Durchmischung abkommen sollten. Wir können die Kinder je länger je weniger auf alle Quartiere verteilen. Wir müssen in der Stadt Strassen schaffen, die wirklich bewohnbar und attraktiv für Familien mit Kindern sind, und dann durch Öffentlichkeitsarbeit dafür sorgen, dass möglichst viele Eltern mit Kindern dorthin ziehen. Selbstverständlich sollte dann immer noch eine gewisse Durchmischung vorhanden sein. Auf dem Land ist es sogar noch schlimmer. Da gibt es – zum Beispiel in Streusiedlingen – teilweise so wenig Kinder, dass sie einander nicht mehr finden.»*

Emanuel Trueb hält dem entgegen: *«In Basel sind die am meisten verdichteten und im Grunde unwohnlichsten Quartiere jene, wo es auch am meisten Kinder gibt. Diese Tatsache macht uns manchmal etwas fas-*

sungslos. Die Anregung, Attraktivität zu schaffen, um kinderreiche Familien anzuziehen, geht an der Realität vorbei. Kinderreiche Familien sind oft unterprivilegiert. Uns interessiert im Moment vor allem: Welche Perspektive haben diese Familien, diese Kinder? Ich denke kaum, dass es ihnen besonders helfen würde, wenn wir ihnen tolle Spielplätze vor die Tür hinstellen würden. Sondern es muss gelingen, ihren Lebensraum, den sie aus ökonomischen Gründen nicht verlassen können, so lebenswert wie möglich zu gestalten.»

In Wien habe es 1991 eine grosse Welle der Stadterweiterung gegeben, führt Brigitte Jedelsky aus. Es gab damals viele Projekte im Osten und Süden, wo es noch einen grossen Teil an landwirtschaftlich genutzten Flächen gibt. Doch dann kam die Ernüchterung – die (technische und soziale) Infrastruktur, die hätte bereitgestellt werden müssen, wäre die Stadt viel zu teuer zu stehen gekommen. Seit 1997 sei deshalb ein starker Druck in Richtung innerer Stadterweiterung entstanden. *«Es gibt in Wien 38'000 Potenziale für Dachwohnungen. Und es gibt Leuten, die sagen: Zur inneren Stadterweiterung gehört auch eine noch einmal intensivere Verdich-*

tung im öffentlichen Raum – auch im Frei- und Grünraum. Ich muss ehrlich zugeben: Die Möglichkeiten, gegen diesen Druck der inneren Stadterweiterung etwas ausrichten zu können, sind relativ gering.»

Gemeinsame Parameter für die Zusammenarbeit?

Gibt es einen gemeinsamen Parameter, wie die Beteiligten in den verschiedenen Ämtern der verschiedenen Städte miteinander reden und zusammenarbeiten können? Tun sie das bereits und auf welche Art? Das waren weitere Fragen, die am Podium diskutiert wurden.

Peter Stünzi beobachtet, dass sich in Zürich eine Vernetzung zu entwickeln beginnt. Es sei nicht mehr so, dass bei einer Projektierung die Fachleute «da oben» «denen da unten» sagen würden, wie es gemacht werden müsse. Er bringt das Beispiel eines für schweizerische Verhältnisse riesigen Umwandlungsgebietes in Zürich Nord. *«Da macht jetzt Hansruedi Oetiker für uns vom Gartenbauamt eine Quartierinteressenkoordinierung, damit wir nicht am Quartier vorbeiplanen. Besonders daran ist, dass die*

Aktion «Mehr Platz» in Wien: «Denkmale im Freiraum».



zukünftigen BewohnerInnen noch gar nicht da sind – weil es da im Moment noch Industriebauten gibt. Wir sind mit unseren Parkanlagen die ersten vor Ort. Deshalb sind wir natürlich auf Leute angewiesen, die das, was im Quartier vorhanden ist, zusammentragen, einerseits als Input für die Projektierung, aber auch, und das ist viel wichtiger, weil es für solche Freiräume eine breite Trägerschaft braucht. Bei Schulhausanlagen schalten wir uns nur noch dann ein, wenn alle – der Hauswart, die Lehrerschaft und die Schülerschaft – mitmachen. Dasselbe gilt für Kinderspielplätze, wo wir uns nur noch auf Aufforderung aus dem Quartier engagieren. Sonst räumen wir einfach die kaputten Geräte weg.» Und Emanuel Trueb doppelt nach: «Die Vorstellung, dass die Leute alles an die Verwaltung delegieren, gehört der Vergangenheit an. Es braucht das Engagement der BürgerInnen.»

Für Wien gilt, dass das Gremium, wo die Zusammenarbeit stattfindet, sich von unten her gebildet hat. Brigitte Jedelsky: «Die beteiligten Beamten haben sich gesucht und gefunden und arbeiten zusammen. Und wir versuchen, die Impulse aus diesem Gremium, das nicht offiziell, sondern ein Arbeitskreis ist, nach oben weiterzugeben.»

Verdichtung: Umweltschutz versus Entfremdung des Menschen von der Natur?

Von Seiten des Umweltschutzes und des Naturschutzes wird häufig eine weitere Verdichtung im innerstädtischen Bereich zugunsten eines Erhalts des bestehenden Freiraumes gefordert. Dagegen spricht allerdings, dass diese Zerteilung in «Natur» einerseits und «verdichtetem» städtischen Lebensraum andererseits schliesslich zu einer völligen Entfremdung des Menschen von seiner natürlichen Lebensgrundlage führen kann. Es müsse, so Diskussionsleiter Peter Hohenauer, doch auch im besiedelten Bereich Freiräume geben, wo unter anderem noch Natur erlebbar sei. Was meinen die Fachleute zu diesem Thema?

Peter Stünzi trägt als Landschaftsarchitekt mit naturschützerischer Prägung diesen Konflikt in sich. Er war fünf Jahre beim Schweizerischen Naturschutzbund tätig und hat fünf Naturschutzgebiete verwaltet. Er glaubt, dass beides möglich sein muss, Verdichtung und Freiräume mit Natur in den Städten. «Es kann ja nicht sein, dass wir sagen: Die Siedlungen dehnen sich immer mehr aus, und wir bauen auf der grünen Wiese. Das ist wohl Geschichte. Es muss also eine Innenverdichtung geben. Das ist aber eine Frage des Masses. Viele Freiräume sind nach wie vor ausschliesslich mit "abwärtsgrünem" Rasen bedeckt. Eine Verdichtung ist möglich, und es kann ein gewisser Mengenverlust hingenommen werden, wenn als Ausgleich eine neue Qualität geschaffen wird. Verdichtung und Ökologie

brauchen sich nicht auszuschliessen, wenn wir zum Beispiel unsere Pausenplätze zu ökologischen Inseln machen.»

Botschaft des Kongresses

Zum Schluss verabschiedet das Plenum eine Botschaft zuhanden der Politiker und der Vertreter der Ämter der Stadt Zürich und der anderen beteiligten Kommunen. Sie lautet sinngemäss: «Es besteht die Gefahr, dass über die Nachverdichtung massiv öffentliche Freiräume verschwinden, nicht nur konkret funktionale Freiräume mit oder ohne Natur, sondern auch Potenziale, Nischen, Möglichkeiten für Nutzungen, die wir heute noch

nicht kennen, Potenziale für die Erweiterung von Bedürfnissen, von denen wir noch keine Ahnung haben. Die Botschaft des Kongresses lautet deshalb: Wir müssen diese Nachverdichtung konkret beobachten. Wir müssen als Bürger erfahren, was konkret geplant ist. Und wir müssen unter Umständen eine Lobby für den Freiraum, für die öffentliche Nutzung des öffentlichen Raumes bilden.»

Ein nächster Kongress, der in ca. zwei Jahren stattfinden soll, wird zeigen, ob und wo und in welchem Ausmass es gelingen wird, Spielraum zum Lebensraum auszuweiten.

Wir alle sind spielende Menschen: Alltagsszene aus Basel im Jahr 1961.

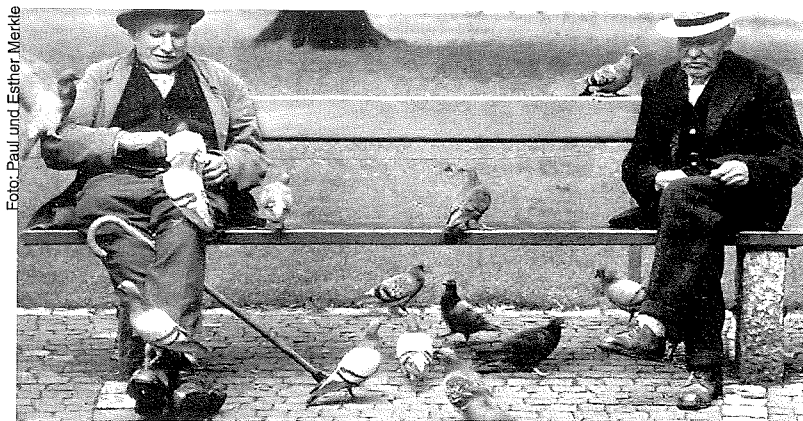


Foto: Paul und Esther Merkle